

Die Kunstreiterin.

Kriminalroman von **M. Oskar Klaußmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Die kühle Gemessenheit, die der Direktor in Ton und Haltung gegen den Sendling der Breslauer Polizei bewahrte, verriet zur Genüge, wie wenig angenehm ihm im Grunde das ungewöhnliche Verlangen jener Behörde sei. Auch mochte der Eindruck, den er bei der ersten scharfen Musterung des Eintretenden von der Persönlichkeit Krauses empfangen, wenig danach angethan gewesen sein, ihm die Sache sympathischer zu machen, und er war offenbar entschlossen, sich in seinen Zugeständnissen auf das unumgänglich Notwendige zu beschränken.

Der Getreidehändler war ein viel zu guter Beobachter, um nicht deutlich zu fühlen, wie wenig schmeichelhaft die Meinung sei, die der Beamte um seines Auftrages willen von ihm hegte. Aber nachdem es ihm einmal als eine unvermeidliche Notwendigkeit erschienen war, diesen Auftrag anzunehmen, hatte er sich vorgesetzt, seine Rolle mit aller ihm zu Gebote stehenden schauspielerischen Gewandtheit durchzuführen, und so gab er sich auch jetzt mit trefflich erheuchelter Unbefangenheit den Anschein, nichts von der beinahe beleidigenden Kälte und Zurückhaltung des Direktors zu bemerken.

„Ich habe mich selbstverständlich in allen Stücken Ihren Anordnungen zu fügen," erwiderte er mit artiger Verbeugung. „Nur um der Gerechtigkeit einen Dienst zu erweisen — ich darf wohl sagen: aus den besten und lautersten Beweggründen — habe ich auf die Bitte des Polizeirats Lindequist diese heikle Mission übernommen, und da ich in solchen Dingen natürlich weder Uebung noch Erfahrung besitze, werde ich Ihnen äußerst dankbar sein für jede freundliche Unterstützung, die Sie mir zu teil werden lassen."

Der Direktor hielt es für überflüssig, darauf zu antworten. Er drückte auf den Knopf einer Telegraphenleitung und befahl dem alsbald eintretenden Untergebenen: „Nummer 19 sogleich ins Sprechzimmer! — Und rufen Sie mir den diensthabenden Aufseher!"

Der Gerufene erschien noch vor Ablauf einer Minute. „Herr Direktor haben befohlen?"

„Führen Sie diesen Herrn in das Sprechzimmer! Wer hat dort Dienst?"

„Aufseher Endrukat, Herr Direktor."

„Gleich nachdem Nummer 19 in das Sprechzimmer eingetreten ist, werden Sie den Endrukat abrufen mit der Weisung, daß er sich unverzüglich bei mir zu melden habe."

„Zu Befehl, Herr Direktor. Und ich werde dann statt seiner die Aufsicht übernehmen?"

„Nein. Sie werden sich vielmehr ebenfalls zurückziehen, denn die Unterredung dieses Herrn mit Nummer 19 soll ohne Zeugen stattfinden. Haben Sie mich vollkommen verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Direktor. — Darf ich bitten?"

Die letzte Aufforderung galt dem Fremden, und Krause folgte dem voranschreitenden Beamten über einen zweiten Hof in das erste Stockwerk des düsteren Gefängnisgebäudes hinauf. Das Sprechzimmer, das sich vor ihm öffnete, war ein mäßig großer, aber sehr heller Raum mit kahlen, graugetünchten Wänden. Durch zwei parallel laufende starke Eisengitter, die vom Fußboden bis zur Decke reichten, war er in drei ungleiche Teile geschieden. Hinter dem einen Gitter hatte der Besucher, hinter dem anderen der Sträfling Aufstellung zu nehmen, während der dazwischen befindliche, etwa ein Meter breite Raum dem überwachenden Beamten als Aufenthalt diente.

Wie ein Fieberfrösteln durchschauerte es die hagere Gestalt des Getreidehändlers, als sich die Thür dieses käfigartigen Gemaches hinter ihm schloß, und in dem hellen Vormittagsonnenschein, der sich verschwenderisch durch die großen, ebenfalls mit starken Eisenstäben verwahrten Fenster ergoß, sah sein scharfgeschnittenes Gesicht noch gelber und fahler aus als sonst.

Nun öffnete sich in der gegenüberbefindlichen Zimmerwand eine kleine Thür, und in dem grauen Drillichanzuge des Zuchthäuslers, eine schirmlose Mütze auf dem nahezu kahl geschorenen Kopfe, trat „Nummer 19" über die Schwelle in den ihm zugewiesenen Verschlag. Der Aufseher, der ihn hierher geführt hatte, folgte ihm nicht, sondern warf die Thür hinter ihm zu. Der Sträfling aber war von dem jähen Uebergang aus dem Dämmerlicht des halbdunkeln Ganges in den grellen Sonnenschein im ersten Moment so geblendet, daß er die Augen schließen mußte und nicht sogleich zu sehen vermochte, wem er da gegenüberstand. Und da es der vom Direktor instruierte Beamte mit seinem Auftrage insofern etwas zu gewissenhaft nahm, als er den zwischen den Gittern postierten Aufseher fast in dem nämlichen Augenblick abrief, wo Malinowski die



Ankunft des Generals Cronje und seiner Frau in Jamestown auf St. Helena. (S. 204)
Nach einer Photographie von A. L. Innes in Jamestown.

Schwelle überschritt, nahm auch von diesen beiden Männern keiner die seltsame Wirkung wahr, die der Anblick des Gefangenen ganz augenfällig auf den Besucher hervorbrachte.

Wie unter der Wucht eines betäubenden Schlages oder eines furchtbaren Schreckens war Krause um zwei Schritte bis gegen die Wand des Zimmers zurückgetaumelt. Die außerordentliche Herrschaft über seine Gesichtsmuskeln, die ihn bis dahin selbst in den schwierigsten Situationen kaum jemals im Stich gelassen, war ihm mit einemmal für die Dauer mehrerer Sekunden gänzlich abhanden gekommen. Sein Kinn und seine Nasenflügel zitterten nervös, die weit aufgerissenen Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, und das ganze, farblose Antlitz bot ein mitleidswürdiges Bild höchsten Entsetzens.

Und nun — sie waren bereits allein miteinander — hatte sich auch der Sträfling genugsam an das grelle Licht gewöhnt, um den ersten Blick auf sein Gegenüber werfen zu können. Mit einem halblauten, dumpfen Aufschrei wandte er sich um und versuchte, wie einer, der in wilder Angst entfliehen will, die Thür aufzustoßen, durch die er eben gekommen war. Aber sie bewegte sich nicht, denn sie war ja verschlossen, und mit schlaff herabhängenden Armen blieb der Gefangene — anscheinend völlig entmutigt — stehen, seinem Besucher den Rücken kehrend.

Wohl eine Minute mochte unter tiefem Schweigen diese seltsame Situation gewährt haben, da war es dem Getreidehändler gelungen, den lähmenden Druck des Entsetzens von sich abzuschütteln, und in seinem Antlitz wie in seiner Haltung war wieder die alte, finstere Energie, als er, dicht an das Gitter herantretend, mit gedämpfter Stimme sagte: „Sie also sind Malinowski? Wahrhaftig, das ist eine Ueberraschung, auf die ich nicht gefaßt sein konnte. Aber wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir endlich Ihr Gesicht zuzuwenden?"

Der Sträfling gab keine Antwort und rührte sich nicht.

„Nun?" fuhr Krause nach kurzem Warten noch schärfer fort: „Glauben Sie, daß ich diesen angenehmen Ort aufgesucht habe, nur um Ihre Rückansicht zu bewundern? Sie sehen ja, daß ich Sie erkannt habe. Wozu deshalb diese läppische Komödie?"

Aber regungslos verharrte der andere noch immer in seiner Stellung.

„Sie wollen mich also wirklich zwingen, den Aufseher zurückzurufen und ihn von meiner interessanten Entdeckung zu unterrichten?"

Ein Laut wie qualerpreßtes Stöhnen kam aus der Brust des Sträflings. „Was wollen Sie von mir?" stieß er hervor, unverkennbar bemüht, den Klang seiner Stimme zu verstellen. „Lassen Sie mich doch in Ruhe! — Ich kenne Sie nicht!"

„Also Sie kennen mich nicht? — Und Sie sind Stephan Malinowski aus Memel?"

Der Gefragte antwortete nicht.

„Nun, ich begreife wohl, daß Sie nicht den Mut haben, das zu bejahen. Und damit Sie vollends wissen, woran Sie sind, will ich Ihnen weiter sagen, daß Malinowski und ich gute Bekannte waren — fast so gute Bekannte wie wir beide. Sie sehen, daß es kein Ausweichen giebt, gleichviel, ob Sie versuchen wollen, Ihre falsche Rolle weiterzuspielen oder nicht. Es dürfte also in Ihrem eigenen Interesse liegen, diese thörichte Komödie aufzugeben, und Farbe zu bekennen. Ich bin äußerst gespannt zu erfahren, wie Sie aus Ihrem Grabe heraus und an diesen wenig anheimelnden Ort gekommen sind. Aber beeilen Sie sich gefälligst! Man wird uns nicht allzulange allein lassen, und meine Geduld hat auch ihre Grenzen."

„Nein, ich werde Ihnen nichts sagen. Wenn Sie mich zu kennen glauben, und wenn es doch Ihre Absicht ist, mich zu verderben, so quälen Sie mich nicht erst lange, sondern gehen Sie hin, mich anzuzeigen. — Nun ist mir schon alles einerlei."

„Aber wer sagt denn, daß es unter allen Umständen meine Absicht sein muß, Sie zu verderben? Ob ich Sie verrate oder ob ich meine interessante Entdeckung für mich behalte, wird vielmehr ganz von den Umständen abhängen — vor allem davon, ob ich die Ueberzeugung gewinne, daß Sie mir die Wahrheit bekannt haben. Wie die Dinge einmal für Sie liegen, können Sie Ihren Vorteil nicht besser wahrnehmen, als indem Sie mir ein unumwundenes Bekenntnis ablegen."

„Und wenn — wenn ich es nicht thue?"

„Dann wird man noch vor Ablauf einer Stunde hier wie in Breslau wissen, wer Sie sind."

„Aber nachdem ich Ihnen das Geständnis gemacht habe, das Sie von mir verlangen, wer bürgt mir dann dafür, daß Sie mich schonen werden?"

„Freilich, mein Bester — von Bürgschaften ist da keine Rede. Ich werde Sie schonen, wenn es so in meinem Interesse liegt; das ist alles, was ich Ihnen verspreche. Und es bietet sich Ihnen damit immerhin eine Aussicht, mein Schweigen zu erlangen. Sie müßten ein ausgemachter Narr sein, wenn Sie sie von der Hand weisen wollten. Denn im anderen Fall haben Sie auf meine Nachsicht unter keinen Umständen zu rechnen."

„Eine Ergebung auf Gnade oder Ungnade also?"

„Ja, und ohne lange Ueberlegung! Denn wir befinden uns hier nicht auf einer Landpartie, mein Lieber!"

Der Sträfling atmete schwer. Dann wandte er langsam sein blasses, abgezehrtes Antlitz dem Besucher zu und trat mit zögernden Schritten dicht an das trennende Gitter heran.

„Gut — ich will Ihnen alles sagen. Und wenn noch eine menschliche Regung in Ihnen ist, werden Sie meine Hilflosigkeit nicht dazu mißbrauchen, mich ganz zu verderben."

16.

Kaum eine Stunde, nachdem er wieder in Breslau eingetroffen war, zog Krause bereits die Glocke an der Wohnungsthür der Frau Deloria. Elsbeth, die ihm ahnungslos öffnete, machte bei seinem Anblicke ein sehr bestürztes Gesicht; aber er gab sich den Anschein, ihr Erschrecken nicht zu bemerken, und ersuchte sie sehr verbindlich, ihm in dringender Angelegenheit eine kurze Unterredung mit Frau Deloria zu vermitteln.

„Eine dringende Angelegenheit? Dieser Mann, den ich kaum kenne?" fragte die ehemalige Kunstreiterin erstaunt, als sie die Meldung erhielt. „Nun, jedenfalls bin ich durch die gestrige Gefälligkeit zu sehr in seiner Schuld, als daß ich ihn einfach abweisen dürfte. Führe ihn also herein, und bleibe dann bei mir, solange er da ist."

Die Begrüßung war von beiden Seiten sehr artig, und auf die Einladung der Frau Deloria machte sich's der Getreidehändler in einem Sessel bequem, wie jemand, der nicht so bald wieder aufzustehen gedenkt. Ein paar inhaltlose Redensarten wurden gewechselt; dann kam das Gespräch ins Stocken. Krauses kalte Augen hingen mit lauerndem Ausdruck an Elsbeth, und als er sah, daß sie sich anschickte, am Fenster Platz zu nehmen, um in einer unterbrochenen Handarbeit fortzufahren, sagte er: „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Damen durch mein unangemeldetes Erscheinen in ihrem häuslichen Behagen störe; aber die Angelegenheit, die mich hierher führt, dürfte diese Kühnheit einigermaßen rechtfertigen, und sie ist zugleich von so diskreter Natur, daß —"

Er räusperte sich und gab Frau Deloria durch einen Blick auf Elsbeth zu verstehen, wie der unausgesprochene Nachsatz hätte lauten sollen.

Sie aber erwiderte mit ruhiger Bestimmtheit: „Die Anwesenheit meiner jungen Freundin braucht Sie nicht zu genieren, Herr Krause. Wir beide haben keine Geheimnisse voreinander."

„Daran zweifle ich nicht im mindesten," versetzte er mit einem so deutlich wahrnehmbaren Anflug von Ironie, daß die Deloria befremdet aufsah. „Aber ich möchte Sie trotzdem bitten, meine sehr verehrte Frau, mir eine kurze Audienz unter vier Augen zu gewähren. Ich komme eben aus Insterburg, und es ist eine vertrauliche Bestellung von meinem alten Freunde Stephan Malinowski, die ich Ihnen auszurichten habe."

„Laß — uns — allein, Elsbeth!"

Rauh, stoßweise, in einem ganz sonderbaren, gepreßten Ton waren diese vier Worte über die Lippen der schönen Frau gekommen. Verwundert blickte Elsbeth nach dem Sofa hinüber, wo die Deloria sich tief in die Polster zurückgelegt hatte, das feine Taschentuch mit krampfigem Druck zwischen den Fingern zerknüllend und mit ungestüm atmender Brust. Aber ein energischer Wink mit den Augen gab dem bestimmt ausgesprochenen Befehl noch größeren Nachdruck, und das junge Mädchen ging gehorsam hinaus.

Von dem, was nach ihrer Entfernung da drinnen verhandelt wurde, vernahm sie nichts, denn sie hielt sich auch nicht im Nebenzimmer auf, sondern ging zu der Aufwärterin hinaus in die Küche. Eine wichtige Angelegenheit aber mußte es wohl sein, denn Krause verweilte länger als eine Stunde, und als Elsbeth dann ihre Gönnerin wiedersah, hatte Frau Deloria die glanzlosen Augen und die schlaffen Züge eines Menschen, der nach furchtbaren seelischen Erregungen und Kämpfen der völligen Erschöpfung nahe ist.

„Um Gottes willen, was ist dir, liebe Tante?" fragte sie besorgt. „Fühlst du dich nicht wohl? Oder hast du eine schlechte Nachricht erhalten?"

„Ja, Kind, eine sehr schlechte Nachricht. Ich werde ein paar Stunden ungestörten Alleinseins brauchen, um mich davon zu erholen. Sorge dafür, daß ich von niemand belästigt werde. Außer für Herrn Hübner, der übrigens heute schwerlich kommen wird, bin ich für keinen Menschen zu sprechen."

Elsbeth versprach, ihr jeden unbequemen Besucher fernhalten zu wollen, und zog sich dann ebenfalls zurück. Frau Deloria aber schrieb einen langen Brief, den sie an Herrn Karl Hübner adressierte und einige Stunden später in eigener Person zum Briefkasten trug.

— — — — — —

Ohne jeden Aufenthalt hatte sich Krause von der Wohnung der Frau Deloria geradeswegs auf das Polizeipräsidium begeben, wo er sofort von dem Chef der Kriminalabteilung empfangen worden war.

„Ich melde mich aus Insterburg zurück, Herr Rat," sagte er, in einer humoristischen Anwandlung die dienstliche Haltung eines untergebenen Beamten annehmend. „Aber ich fürchte, mein Bericht wird Ihren Erwartungen nicht ganz entsprechen."

„Es ist Ihnen also nicht gelungen, den Malinowski zum Reden zu bringen?"

„O doch! Wenn er auch zuerst durchaus nicht mit der Sprache herauswollte — mehr wohl aus Scham über die Situation, in der ich ihn wiedersah, als weil er etwas besonders Schlimmes zu verheimlichen hatte, so kamen

wir doch zuletzt ganz hübsch ins Plaudern, und er gab mir bereitwillig Auskunft über alles, was ich zu wissen begehrte."

„Nun? Und Sie glauben, daß er Ihnen auch in allen Stücken die Wahrheit gesagt hat?"

„Ich für meine Person bin davon fest überzeugt. Und der Herr Rat werden überdies leicht feststellen können, inwieweit seine Angaben mit den Thatsachen übereinstimmen. Zunächst scheint es mir außer allem Zweifel, daß er mit dem an meiner unglücklichen Schwägerin verübten Verbrechen ganz und gar nichts zu thun hat. Offenbar hörte er den Namen der Ermordeten aus meinem Munde zum erstenmal."

„Und seine Beziehungen zu der Deloria?"

„Erklären sich auf ziemlich einfache Art. Er hat sie in London kennen gelernt, während er sich dort unter falschem Namen als Flüchtling aufhielt. Sie wollte in der englischen Hauptstadt irgend welche Erbschaftsangelegenheiten ordnen, und Malinowski, der ja ein sehr erfahrener Mann ist, konnte ihr wiederholt mit einem Rate beistehen. Daraus hat sich dann wohl eine Art von Freundschaftsverhältnis entwickelt."

Der Polizeirat hatte aus dem Repositorium neben seinem Schreibtisch ein Aktenstück entnommen und fing an, darin zu blättern.

„Das klingt nicht unwahrscheinlich!" sagte er. „Auch die Frau hat hier ausgesagt, daß sie einige Zeit in London gewesen sei, um dort Schritte zur Regulierung des von ihrem verstorbenen Manne hinterlassenen Vermögens zu thun. Wußte Ihnen Malinowski Näheres über ihre Vergangenheit und über ihre Verhältnisse mitzuteilen?"

„Er hält sie für eine sehr anständige und wohlhabende Frau."

„Und wie kam er dazu, der Elsbeth Löbener die dreißigtausend Mark anweisen zu lassen? Das Geld war doch jedenfalls nicht für das junge Mädchen, sondern für die Deloria bestimmt."

„Nein, Herr Rat, auch mit dieser Vermutung befanden Sie sich im Irrtum. Es ist ein altes Unrecht, das Malinowski mit diesem Geschenk zu sühnen versuchte."

Lindequist machte ein etwas ungläubiges Gesicht. „Nach seinen Akten zu urteilen, gehört der ehrenwerte Herr doch wohl kaum zu den Leuten, die sich von den Mahnungen ihres Gewissens zu hochherzigen Thaten bestimmen lassen. Er soll ein ganz nichtswürdiger Wucherer gewesen sein."

„Das ist möglich, obwohl ich ihn nicht von dieser Seite kennen gelernt habe. Aber wenn es sich so verhält, ist jedenfalls eine große Wandlung mit dem Manne vorgegangen. Er ist ganz zerknirscht und scheint wirklich fest entschlossen, nach besten Kräften alles wieder gutzumachen, was er vor seiner Verurteilung gesündigt hat."

„Und worin sollte das Unrecht bestanden haben, das er der Elsbeth Löbener zugefügt?"

„Darüber konnte ich Bestimmtes nicht von ihm erfahren. Die Sache scheint sehr weit zurückzuliegen. Und es ist auch wohl nicht die Elsbeth Löbener, sondern ihre verstorbene Mutter, die dabei seiner Zeit eine leidende Rolle gespielt hat."

„Na, das interessiert uns nicht weiter. Einigermaßen befremdlich erscheint mir dabei nur der merkwürdige Zufall, daß gerade die Deloria auf den Gedanken kommen mußte, dies junge Mädchen zu sich zu nehmen."

„Aber es war gar kein Zufall, Herr Rat. Daß sich die Deloria der Verwaisten annehmen sollte, war schon in London zwischen ihr und Malinowski verabredet worden. In den ersten Wochen ihres Breslauer Aufenthaltes hatte sie dann wohl zu viel mit ihren eigenen Angelegenheiten zu schaffen gehabt und war erst durch die Zeitungsnachrichten von dem Selbstmordversuch des Mädchens wieder an ihr Versprechen erinnert worden."

„Die Frau wäre nach alledem also ganz unverdächtig. Doch da bleibt immer noch diese zweifelhafte Mittelsperson — der Hübner! — Hat Ihnen Malinowski auch über ihn einige Aufklärungen gegeben?"

„Ja, soweit er dazu im stande war, denn er kennt den Mann nur oberflächlich und hält ihn für ein ziemlich anrüchiges Subjekt. Er ist in London durch die Deloria mit ihm bekannt geworden und hatte immer den Eindruck, daß Hübner die Frau auf Grund alter Beziehungen auszubeuten weiß. Die Freundschaft der beiden soll nämlich noch aus der Zeit stammen, wo die Deloria als Kunstreiterin und Hübner als Gymnastiker und Athlet verschiedenen reisenden Zirkusgesellschaften angehörten. Wenn irgend eine von den hier in Rede stehenden Personen verdächtig erscheint, an der Ermordung meiner Schwägerin beteiligt zu sein, so ist es wohl einzig dieser Hübner."

„Welchem Zweck sollten denn die wiederholten Besuche Hübners in Insterburg dienen?"

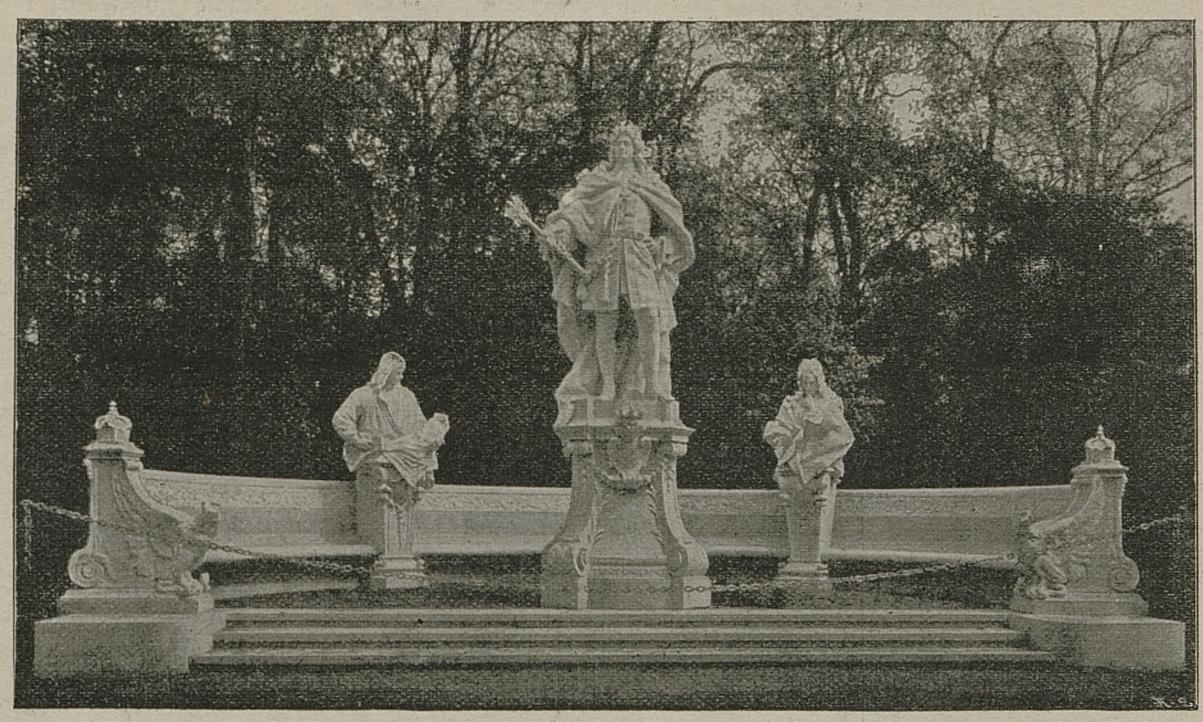
„Darüber ist Malinowski selbst im unklaren. Es waren immer nur allerlei gleichgültige Grüße und Bestellungen, die er überbrachte. Vermutlich aber sollte es zuletzt auf irgend eine Gelderpressung hinauslaufen. Denn Hübner befindet sich immer in Verlegenheiten."

„So heißt es allerdings auch in der Auskunft, die wir uns inzwischen über den Mann verschafft haben. Da ich Ihrer Verschwiegenheit sicher bin, kann ich sie Ihnen ja in der Hauptsache mitteilen. Hübner war in der That früher Zirkuskünstler, bis er durch einen Unfall genötigt wurde, dies Metier aufzugeben. Er hat dann in Deutschland wie im Auslande die verschiedenartigsten Geschäfte betrieben, bis er vor kurzem ein sogenanntes mechanisches Museum kaufte, mit dem er nun Messen und Jahrmärkte bereist oder vielmehr bereisen läßt, denn er selbst pflegt sich nicht eben viel um seine Schaustellung zu kümmern. Er hält sich dafür einen Geschäftsführer — gegenwärtig einen gewissen Emil Kettner, der übrigens schon mehrfach bestraft und erst vor kurzem aus dem Zuchthause entlassen worden ist. Das „Museum" ist seit gestern hier im Schießwerder zur Schau gestellt."

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hatte Krause zugehört. „Nach alledem, Herr Rat, scheint dieser Hübner doch wohl in der That einigermaßen verdächtig. Ein heruntergekommener, arbeitsscheuer Mensch, der beständig im Lande herum vagabundiert und überall Geld zu erpressen sucht, ist am Ende zu jeder Schandthat fähig."

„Wir lassen den Burschen natürlich nicht aus den Augen — ihn so wenig, wie den Geschäftsführer mit der bewegten Vergangenheit. Vielleicht ist dieser Kettner sogar der verdächtigere von beiden. Denn während es durch unsere Erhebungen bereits mit ziemlicher Sicherheit festgestellt ist, daß Hübner zu der Zeit, wo hier der Mord verübt wurde, in Liegnitz war, hat sich Kettner damals in Breslau aufgehalten; und daß er just allabendlich in den bedenklichsten Tanzlokalen erscheint, um da den Freigebigen zu spielen, mindert den Argwohn nicht, den wir gegen ihn hegen. Als Grundlage für eine Verhaftung aber reicht das alles natürlich nicht aus, und von seiner Vernehmung haben wir im Einverständnis mit dem Herrn Untersuchungsrichter bisher Abstand genommen, um ihn nicht allzu früh merken zu lassen, daß er verdächtigt wird. Ich rechne aus diesem Grunde auch auf Ihr unverbrüchliches Schweigen, Herr Krause."

(Fortsetzung folgt.)



Das Denkmal König Friedrichs I. in der Siegesallee zu Berlin. (S. 204)
Nach einer Photographie von A. Hönig & Co. in Berlin.

Illustrierte Rundschau.

Am 14. April trafen der gefangene **Burengeneral Cronje und seine Frau in Jamestown auf St. Helena** ein. Sie wurden vom Gouverneur und dessen Gattin am Regierungssitze empfangen und fuhren nach einstündigem Aufenthalte nach Kent-Cottage weiter, das dem Kommandanten als Ort der Kriegsgefangenschaft angewiesen worden ist. — Das am 3. Mai in Gegenwart des deutschen Kaiserpaares enthüllte **Denkmal König Friedrichs I. in der Siegesallee zu Berlin** ist ein äußerst wohlgelungenes Werk des Bildhauers Professor Eberlein. Die Inschrift lautet: „Kurfürst Friedrich III., 1688 bis 1701; König Friedrich I., 1701—1713." Der erste preußische König trägt über dem reichen Staatsgewand den bis auf den Sockel herabwallenden Hermelin; die linke Hand ruht an der Hüfte, die Rechte hält das neugewonnene Königsscepter. Das Haupt ist mit der mächtigen Allongeperücke geschmückt. Als Seitenbüsten erscheinen der Premierminister Eberhard Freiherr v. Danckelmann, dargestellt als ernster, staatsmännischer Denker, und Andreas Schlüter, der geniale Architekt und Bildhauer. —

Ausbruch des Vesuvs.

Nachdem der **Vesuv** schon seit Ende April eine bedrohliche Thätigkeit entfaltet hatte, kam es in der ersten Hälfte des Mai zu einem **großen Ausbruch.** Am 4. Mai fanden starke Explosionen und das Auswerfen feuriger Asche aus dem Zentralkrater statt, und an den folgenden Tagen steigerte sich die Heftigkeit immer mehr. Glühende Lavaballen wurden bis zu 500 Meter emporgeschleudert, die obere Station der Drahtseilbahn wurde zerstört, ebenso ein Teil des Führerhauses und der Bahnlinie, und feurige Stein- und Lavamassen rückten bis 150 Meter zur unteren Station vor. Die Einwohner von Torre del Greco, Torre Annunziata, Resina und Portici gerieten in die größte Angst, seit dem 11. Mai aber trat wieder plötzlicher Stillstand in der vulkanischen Thätigkeit des gefürchteten Feuerberges ein. — Am 19. Mai ist die aus Nordamerika nach Deutschland herübergekommene **Abordnung des deutsch-amerikanischen Kriegerbundes** in Hamburg eingetroffen. Die **„Batavia"**, auf der die Ueberfahrt erfolgt war, langte in der Nacht auf der Elbe an. Von Hamburg fuhr der



Der deutsch-amerikanische Kriegerbund an Bord der „Batavia".
Nach einer Photographie von H. Breuer in Hamburg.

Dampfer „Willkommen" den Gästen entgegen, der um Mittag im Hamburger Hafen eintraf. Als die Abordnung deutschen Boden betrat, feuerte die auf dem Stintfang aufgestellte Batterie Salutschüsse ab; dazwischen erklangen Hurrarufe der am Ufer aufgestellten Vereine und einer großen Zuschauermenge.



Der Vogelmarkt in München.

Der Vogelmarkt in München.

(Mit Bild.)

Während der ganzen schönen Jahreszeit findet in einem Anbau der Halle des Münchener Viktualienmarktes ein besonderer Vogelmarkt (siehe das obenstehende Bild) statt, der von Vogelhändlern aus dem Oberlande abgehalten wird. Dorthin begiebt sich, wer einen neuen gefiederten Zimmergast erstehen will, dort ist die Sammelstätte aller echten Vogelliebhaber Münchens. Es wird dort besichtigt, kritisiert, gekauft, vertauscht, brav gefeilscht und mit mehr oder minder Gelehrsamkeit und Erfahrung über Vogelzucht und -pflege, über Fütterung und Abrichtung, wie über die Tugenden und Unarten der Vögel, kurz über die gesamte Vogelwissenschaft gesprochen.

Fräulein Dubois.

Historische Erzählung von **Felix Lilla.**

(Nachdruck verboten.)

Zu den lieblichsten und geistreichsten Schönheiten des ersten Kaiserreichs gehörte Fräulein Dubois gerade nicht, als sie im Jahre 1808 zu Paris solch erstaunliches Aufsehen erregte. Von keiner einzigen hübschen Pariserin wurde sie beneidet um ihre Reize. Und doch wurde sie allgemein bewundert! Wie kam das? Ihr Alter kannte man nicht genau; man nahm aber an, daß sie noch ziemlich jung sei. Etwa vier Fuß war sie hoch und gekleidet in ein rötlich schimmerndes Fell. Ihr Antlitz hatte gewöhnlich einen etwas melancholischen und zuweilen auch schmachtenden Ausdruck; doch konnten ihre Augen oft auch recht munter und schalkhaft blicken. Ihr Teint war blaugraugelblich, ihre Nase platt, ihre Ohren klein, ihr Mund, wenn sie ihn ganz aufriß, ungeheuer breit und voll gesunder Zähne, ihre Sprache ein sanftes melodisches Knurren und Grunzen.

Um es kurz zu sagen, Fräulein Dubois war ein weiblicher Orang-Utan von der rötlichen Sorte, also kein Pongo, wie man die schwarzen nennt.

Ihre Heimat war ein schattiger Tamarindenwald an der Nordwestküste von Borneo, dort, wo die Maludubai tief ins Land hinein sich erstreckt. Die früheste Jugendzeit verbrachte sie mit allerlei Kletterkünsten, Nüsseknacken und anderen angenehmen Beschäftigungen. Unvorsichtige Naschhaftigkeit — sie liebte Delikatessen über alle Maßen — veranlaßte es, daß sie in Gefangenschaft geriet, indem sie nämlich vorwitzig in eine Fallgrube sprang, welche etliche Eingeborene, die ihr nachstellten, für sie mit sinnreicher List eigens hergerichtet hatten. Ach, sie schwärmte so sehr für die köstlichen aromatischen Mangostanen! Der Tamarinden war sie allmählich etwas überdrüssig geworden. In der Gegend aber gab es keine Mangostanen. Von ferne her hatten die schlauen Wilden solche leckeren Früchte geholt und sie als Lockspeise in die Grube gelegt. Fräulein Dubois hatte richtig der Verlockung nicht widerstehen können; sie war unbesonnen in die Falle gegangen, aus welcher sie sich nicht selbst zu befreien vermochte.

Es scheint, daß sie in der Gefangenschaft von den wilden Dajaks gut behandelt wurde, denn als nach einiger Zeit der unternehmungslustige Kapitän Gaspard Clopinel, ein Marseiller, mit seiner Brigg „Camargo" in die Maludubai hineinsteuerte, um mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben, sah sie recht wohlgenährt und auch sonst ganz munter aus. Er dachte sich, daß mit ihr vielleicht ein gutes Geschäft zu machen sei. So kaufte er denn diese menschenähnliche schöne Aeffin nach längerem Feilschen für allerlei Tand zum Werte von fünfzehn Franken und gab ihr den ganz passenden Namen: „Mademoiselle Dubois", zu deutsch: „Fräulein vom Walde".

Nachdem er an der Maluduküste und auch noch in anderen Gegenden Ostindiens sein Fahrzeug genügend befrachtet hatte, machte er sich auf die Heimfahrt, während welcher Fräulein Dubois durch ihr possierliches Wesen ihm viele langweilige Stunden angenehm verfüßte. Aeußerst gelehrig war sie, und so lernte sie denn von dem Kapitän und auch von dessen Mannschaft allerlei Künste und Hantierungen. Ins Takelwerk kletterte sie und half da oben, sowie auf Deck beim Anziehen der Taue. Unter dem Sonnensegel auf dem Hinterdeck half sie den Tisch des Kapitäns decken, und sie schmauste dann mit ihm, indem sie Löffel, Messer und Gabel gebrauchte, genau so, wie sie es ihm absah. War sie fertig, so wischte sie sich den Mund ab mit der Serviette und nahm einen Zahnstocher zur Hand, um sich damit die Zähne zu reinigen. Im Trinken leistete sie Hervorragendes. Kaffee und Thee waren ihr sehr genehm; sie handhabte ihre Tasse mit der Sorgfalt einer Dame, ohne sie je zu zerbrechen. Auch das Weintrinken lernte sie bald, und von den Matrosen wurde sie leider zum Rumtrinken und Tabakrauchen angeleitet.

Seekrank wurde sie nicht; aber am Kap der guten Hoffnung fing sie an zu frösteln. Clopinel besaß einen alten dickwattierten, buntseidenen chinesischen Schlafrock, welchen er ihr anzog. In diesem Kostüm, welches recht phantastisch aussah, gefiel sich Fräulein Dubois so wohl, daß sie fortan immer so gekleidet sein wollte, auch sogar, als die Brigg, nordwärts steuernd, wieder den Aequator passierte, wo die Sonne ihre sengendsten Strahlen niedersandte. Der Kapitän und die Mannschaft schwitzten und stöhnten vor Hitze. Fräulein Dubois aber, in ihren bunten Schlafrock gehüllt, suchte die wärmsten Stellen auf, ließ sich von der Sonne bescheinen und grunzte dazu recht vergnüglich.

Nach glücklicher Fahrt langte der Kapitän und Eigentümer der „Camargo" mit seinem Schiffe wohlbehalten in Marseille an, wo er seine wertvolle Ladung vorteilhaft verkaufte, bis auf Fräulein Dubois und noch einige andere seltene Tiere. Diese brachte er persönlich nach Paris und verkaufte sie dort an den sogenannten Pflanzengarten, den „Jardin des Plantes". Für den weiblichen roten Orang-Utan erhielt er 9000 Franken. Orang-Utans kamen nämlich damals nur äußerst selten lebend nach Europa; sie wurden also, wenn es doch einmal geschah, mit sehr hohen Preisen bezahlt. Die Direktoren der zoologischen Abteilung des Pflanzengartens, zwei ausgezeichnete Gelehrte, nämlich die Herren Lacepede und Cuvier, gerieten ins höchste wissenschaftliche Entzücken über Fräulein Dubois. Es war der erste lebende Orang-Utan, welchen sie sahen. Mit einigen ausgestopften Exemplaren hatten sie sich bis dahin für ihre Studien behelfen müssen. Buffon, ihr berühmter Vorgänger, war allerdings vierzig oder fünfzig Jahre zuvor so glücklich gewesen, in Paris Gelegenheit zu finden, einen lebenden männlichen Orang-Utan zu beobachten und ihn genau zu schildern.

Unter anderem hatte er damals folgendes geschrieben:

„Die Miene dieses großen Affen war ziemlich melancholisch, sein Gang gravitätisch, seine Bewegung abgemessen. Er hatte nicht die Ungeduld des Magot, nicht die Bosheit des Babuins oder gelben Pavians, nicht die Ausgelassenheit anderer Affen. Er war, wird man einwenden, unterrichtet und wohl erzogen. Allein die anderen Affen, die ich mit ihm verglichen habe, hatten gleichfalls Erziehung genossen. Zeichen und Worte genügten, um unseren Orang-Utan in die gewünschte Thätigkeit zu bringen; bei dem Babuin brauchte man den Stock und bei den anderen Affen die Peitsche; nur durch Hiebe erzielte man Gehorsam. Ich sah, wie dieses Tier den Besuchern die Hand reichte, wie es mit Anstand und gleichsam als Gesellschafter mit ihnen auf und ab ging. Ich sah, wie es sich an den Tisch setzte, ernsthaft seine Serviette ausbreitete, wie es sich des Löffels und der Gabel bediente, sich Getränk einschenkte und, wenn man es dazu aufforderte, mit dem Glase anstieß. Es stellte Unter- und Obertasse zurecht, that bedächtig Zucker hinein, goß Thee dazu und wartete geduldig, bis dieser zum Trinken nicht mehr zu heiß war. Nichts ging ihm über Bonbons, jedermann gab ihm solche, und da er ohnehin häufig Husten und eine angegriffene Lunge hatte, so trugen diese vielen Süßigkeiten ohne Zweifel zur Abkürzung seiner Tage bei. Es lebte nur einen Sommer zu Paris und starb im folgenden Winter zu London."

Fräulein Dubois aber erregte in Paris noch viel mehr Interesse als vormals der von Buffon so genau beschriebene männliche Orang-Utan, welchen sie in jeglicher Hinsicht weit übertraf, wie manche alte Pariser behaupteten, die Buffons Exemplar damals gesehen hatten. Aber das, was jener gethan, that sie auch und noch viel mehr, und alles mit viel mehr Grazie.

Allerdings wurde ihre Erziehung, wozu Kapitän Clopinel und dessen Matrosen etwas seemännisch rauh und derb den Grund gelegt, in Paris bedeutend verfeinert. Der geschickte und sachkundige Oberwärter Felix, angestellt bei der Menagerie des Jardin des Plantes, besorgte, unterstützt von seiner Frau, mit schönstem Erfolge die weitere Ausbildung. Die ganze schöne Welt von Paris, besonders aber die neugierigen Damen, pilgerten oder fuhren nach dem Jardin des Plantes, um die bewunderungswürdigen Talente der roten Aeffin anzustaunen, welche in einer Art von möbliertem Zimmer wohnte, wo sie die Besuche empfing. Ein modisches Kleid trug sie dann, welches man für sie hatte anfertigen lassen, aber keine Stiefeletten und auch keine Haube, denn davon hatte sie durchaus nichts wissen wollen. Wie Fräulein Dubois auf einem Sessel an ihrem Tische saß, Thee einschenkte und trank und dazu Kuchen aß, das und noch andere Wunderdinge mehr mit eigenen Augen zu sehen, wurde für längere Zeit im Frühling und Sommer des Jahres 1808 ein Hauptvergnügen der vornehmen Pariserinnen.

— — — — — — — — —

Auch zwei junge Hofdamen der Kaiserin Josephine machten sich diesen Spaß, nämlich die Gräfin v. Haussonville und die Marquise v. Lauriston. Ganz begeistert von der interessanten Bekanntschaft mit Fräulein Dubois, hatten sie nach ihrer Rückkehr in die Tuilerien nichts Eiligeres zu thun, als ihrer Gebieterin die Wunder von der roten Aeffin zu erzählen, wodurch in Josephinens Gemüt der brennende Wunsch erweckt wurde, ebenfalls Fräulein Dubois persönlich kennen zu lernen.

Am folgenden Morgen sagte sie zu Napoleon I., daß sie Lust habe, die Menagerie des Jardin des Plantes zu besuchen.

„Weshalb?" fragte er.

„Um zu sehen, wie Fräulein Dubois Thee trinkt," versetzte lächelnd die Kaiserin.

„Das könnte leicht zum Skandal Anlaß geben!" rief Napoleon unwillig. „Ich habe schon von all dem Unsinn, der da getrieben wird, gehört und gelesen. Da würden dann alle die Gaffer und Gafferinnen umherstehen, um zu beobachten, wie die Kaiserin von Frankreich sich mit einer roten Aeffin unterhält."

„Aber das ist doch ein ganz unschuldiges Vergnügen!"

„Die Oppositionszeitungen würden es gewiß nicht unterlassen, darüber allerlei Anspielungen und boshafte Witze zu machen."

„Du wünschest es also nicht?"

„Nein. Es gliche zu sehr einer öffentlichen Schaustellung, in welcher du auch eine Rolle zu spielen hättest."

„Gut — so richte ich es anders ein."

„Wie denn?"

„Ich lasse Fräulein Dubois zum Thee in meinen Salon einladen. Hättest du vielleicht auch dagegen etwas einzuwenden?"

„Durchaus nicht, meine Liebe. Nur lade vorsichtshalber auch die gelehrten Direktoren des Jardin des Plantes ein, den Grafen Lacepede und Baron Cuvier. Dadurch bekäme der Besuch der roten Aeffin sozusagen einen wissenschaftlichen Anstrich."

„Sehr wohl, mein Gemahl. Es wird mir gewiß recht erwünscht sein, einiges von de

Affenweisheit der beiden berühmten Naturforscher zu profitieren bei solcher Gelegenheit. Willst du vielleicht auch mit dabei sein?"

„Wann?"

„Nun, wenn es dir recht ist, heute abend schon."

„Meinetwegen. Da ich es so bequem haben kann, so will ich denn auch die Bekanntschaft der Mademoiselle Dubois machen. Doch lade auch Cambacérès ein!"

„Warum?"

„Damit ich einen vernünftigen Menschen in deinem Salon habe, mit dem ich sprechen kann. Eine wahre Qual würde es für mich sein, wenn ich mich aus Höflichkeit stundenlang mit den beiden Gelehrten über Affenkunde unterhalten müßte."

„Es sei! Ich muß ohnehin noch dem Herrn Erzkanzler von Frankreich gratulieren zu seiner neuesten Standeserhöhung. Vor einigen Tagen hast du ihn ja zum Titularherzog von Parma gemacht."

„Ja. Solche kleine Gefälligkeiten kosten kein Geld und erhalten die Freundschaft."

Nach diesem interessanten ehelichen Zwiegespräch trennte das hohe Paar sich vorläufig. Napoleon hatte eine militärische Besichtigung auf dem Marsfelde abzuhalten. Die Kaiserin wurde in Anspruch genommen durch eine wichtige Konferenz mit ihren Modistinnen.

Doch zuvor erteilte sie dem Grafen Bausset die nötigen Weisungen.

Dieser dicke Herr, eine wahre Falstaffsfigur, war der beliebteste Präfekt des kaiserlichen Palastes. Die Angelegenheit gehörte in sein Amtsbereich; er arrangierte gewöhnlich allerlei Vergnügungen, wenn solche gewünscht wurden. Uebrigens hatte er noch zwei Kollegen. Der Vorgesetzte dieser drei Palastpräfekten und somit der höchste Palastbeamte war der Großmarschall Duroc, neugebackener Herzog von Friaul. Gerade zu der Zeit wurden sehr viele neue Herzöge ernannt.

Graf Bausset begab sich alsbald persönlich zu den Herren Lacepede und Cuvier, welche nicht wenig erstaunten, als sie erfuhren, was von ihnen begehrt wurde. Doch fühlten sie sich sehr geschmeichelt durch die hohe Ehre.

Auch der Oberwärter der Menagerie des Jardin des Plantes, Herr Felix, wurde von dem, was auf allerhöchsten Befehl geschehen sollte, verständigt, worauf er und seine Frau mit fieberhaftem Eifer sich daran machten, Fräulein Dubois aufs sauberste und zierlichste herauszuputzen.

Abends um sieben Uhr rollten zwei Kutschen vom Jardin des Plantes nach dem Tuilerienschlosse. In der ersten saßen die beiden gelehrten Akademiker, in der zweiten Herr Felix und Fräulein Dubois, letztere prangend in einem schönen seidenen phantastischen Gewande.

Felix half der roten Aeffin mit so viel würdevollem Ernste beim Aussteigen, als ob sie eine ostindische Prinzessin gewesen wäre.

Beinahe hätten bei ihrem Erscheinen am Portal die erstaunten Schildwachen die Gewehre präsentiert. Aber da rief der wachthabende Gardeoffizier: „Laßt das! Es ist ja nur die große rote Aeffin aus dem Jardin des Plantes!"

Die Gardisten lachten und sahen erstaunt der merkwürdigen Erscheinung nach.

So wurde Fräulein Dubois ins Tuilerienschloß geführt.*)

Diese erstaunliche Ehre, die ihr widerfuhr, hatte sie sich wohl nicht träumen lassen früher, als sie noch in ihrem Tamarindenwalde auf Borneo Nüsse knackte.

Voraus schritten der Palastpräfekt Graf Bausset und ein Kammerherr, ihnen folgten die beiden Gelehrten, darauf Herr Felix mit Fräulein Dubois am Arm, sie führend, als ob sie eine richtige Dame wäre. Pagen bildeten Spalier auf der großen Treppe und in der Dianagalerie, und ein Lakai öffnete gravitätisch die Flügelthür zum Salon der Kaiserin.

Im Salon war eine Gesellschaft von etwa fünfzig Personen versammelt, bestehend aus Mitgliedern der kaiserlichen Familie, Höflingen, hohen Offizieren und vornehmen Damen.

Napoleon selbst hatte sich auch schon eingefunden. In einer Fensternische stand er und unterhielt sich mit dem Erzkanzler Cambacérès.

Die beiden gelehrten Akademiker wurden angemeldet und eingeführt. Josephine trat ihnen entgegen mit dem artigsten und liebenswürdigsten Lächeln, indem sie sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr freundliches Erscheinen. Wir — nämlich ich und meine Damen — erhoffen von Ihrer Güte einige interessante Mitteilungen über die Naturgeschichte der roten Aeffin."

Der Kammerherr rief: „Fräulein Dubois!"

„Ha, da ist sie ja! Wahrhaftig, sie ist beinahe ebenso nett wie die karaibische Prinzessin, die ich in meiner Jugend auf Martinique einmal gesehen habe!"

Allgemeines Erstaunen!

Die rote Aeffin trat in den Salon und knickste zierlich; denn dies hatte sie auch sehr schön gelernt.

Sie war gar nicht sonderlich befangen; freilich hatte sie sich ja schon gewöhnt an den Umgang mit hohen Herrschaften.

Felix war bescheiden an der Thür stehen geblieben. Zuweilen schaute seine Pflegebefohlene sich nach ihm um. Dann leitete er sie durch Winke.

„Bevor wir selbst uns zum Thee niedersetzen, wollen wir zusehen, wie Fräulein Dubois ihren Thee trinkt," sagte die Kaiserin.

Es stand in der Mitte des Salons ein kleiner Theetisch fertig gedeckt und dabei ein Sessel.

Josephine deutete darauf hin, indem sie zu Felix sagte: „Bitte, mein Herr, lassen Sie Fräulein Dubois dort auf ihre gewöhnliche Art Thee trinken!"

Der Wärter stieß einen leisen Pfiff aus. Die rote Aeffin wandte sich und sah ihn an. Er zeigte ihr den kleinen Theetisch.

Sofort begriff sie, was von ihr verlangt wurde.

Ernsthaft nahm sie auf dem Sessel Platz, indem sie ein zufriedenes leises Murmeln hören ließ. Die bereit gelegte Serviette erfaßte sie und breitete sie auseinander. Dann that sie mittels der silbernen Zuckerzange viel Zucker in die Tasse und schenkte sich Thee ein. Da derselbe ihr aber noch zu heiß vorkam, ließ sie ihn einstweilen stehen und fing unterdessen an, mit bestem Appetit allerlei Leckerbissen zu verspeisen. Dabei gebrauchte sie, wenn es ihr nötig erschien, Messer und Gabel oder auch gelegentlich einen Löffel.

„Ganz menschlich benimmt sie sich," sprach die Kaiserin. „Wenigstens bei Tische erscheint sie ganz zivilisiert. Es ist doch seltsam! Mir wird beinahe unheimlich dabei zu Mute."

Sie wandte sich an Cuvier. „Herr Baron," fragte sie, „ist es wahr, daß von einigen asiatischen Völkerschaften geglaubt wird, es sei wirklich etwas Menschliches in dieser sonderbaren Art von Geschöpfen?"

„Das ist wahr," versetzte der Gelehrte. „Das Wort Orang-Utan beweist es, denn es entstammt der Malaiensprache und bedeutet: Waldmensch."

„Und was ist Ihre Meinung?"

„Es ist nichts wahrhaft Menschliches in diesem Tiere, nur Menschenähnliches. Die Sprache fehlt ihm; es kann nur knurren und grunzen."

„Aber dies sichere Benehmen am Theetische! Das zeugt doch von Ueberlegung."

„Nein, Majestät. Es ist nur Nachahmungstrieb, Folge geschickter Dressur, keine wirkliche Intelligenz."

„Sind Sie dessen ganz sicher?"

„Ja."

„Indessen giebt es Wilde, glaube ich, die kaum auf einer höheren Stufe der Kultur stehen."

„Das könnte man glauben bei flüchtiger Untersuchung. Geht man aber gründlich zu Werke, so gelangt man zu anderen Resultaten. Zwischen den höchst entwickelten und menschenähnlichen Affen und den denkbar niedrigst stehenden Wilden Südafrikas oder Nordaustraliens bleibt noch immer eine breite Kluft."

Cuvier setzte ihr dann weitläufiger seine Meinung über die Sache auseinander in einem kleinen unterhaltenden und geistreichen Vortrag, und Lacepede beteiligte sich zustimmend hin und wieder eifrig daran.

Alle lauschten aufmerksam der interessanten Belehrung, bis auf Fräulein Dubois, welche sich gar nicht darum bekümmerte, obgleich der Vortrag sie persönlich betraf. Sie hatte gerade anderes zu thun. Der Thee, den sie sich eingeschenkt, war nämlich genügend, abgekühlt und sie schlürfte nun das von ihr so geliebte Getränk mit ihrem gewöhnlichen Anstande. Es war aber auch wirklich Thee von der allerbesten Sorte.

Unterdessen war Napoleon näher getreten, zuletzt ganz nahe zu der sitzenden Aeffin. Er sprach kein Wort. Höchst aufmerksam schaute er mit seinem durchdringenden Blick Fräulein Dubois an. Dann begann er mit seiner rechten Hand ihren Kopf zu streicheln und zu tätscheln.

Gewiß, etwas so Sonderbares und Groteskes hatte man noch niemals im Tuilerienschlosse gesehen: Der mächtigste Herrscher des Erdballs streichelte eine große rote, geputzte Aeffin!

Ein Augenzeuge schrieb darüber am nächsten Tage folgende Betrachtung nieder: „Es war ein merkwürdiger Anblick, wie der größte Feldherr der neueren Zeit, der mächtige Kaiser von Frankreich und Diktator von Europa, einen Augenblick die Regierungssorgen vergaß, um eine große rote Aeffin zu beobachten und sie mit seiner Hand zu streicheln, welche so viele Königreiche und Fürstenthrone zu erschüttern gewohnt war. Die arme Aeffin, so klug sie aussah, konnte doch die hohe Ehre nicht begreifen, welche Napoleon der Große ihr erwies!"

Ganz richtig! Fräulein Dubois konnte das allerdings nicht begreifen, wie sich sogleich offenbaren sollte zum allgemeinen Entsetzen der vornehmen Gesellschaft.

Denn nachdem er ihr den Kopf gestreichelt, erfaßte er das linke Ohr der Aeffin und fing an, daran zu zupfen und zu zerren.

Er that das nicht auf die zarteste Art. Wie man weiß, fiel Napoleons Galanterie dem schönen Geschlecht gegenüber oft ein wenig ins Brutale.

Fräulein Dubois knurrte und grunzte unwillig. Solche kleine Scherze ließ sie sich früher wohl vom Kapitän Clopinel und später vom Wärter Felix gefallen; aber der kleine Mann im grünen Rock, der sich jetzt solches zu thun erlaubte, war ihr doch eine noch gar zu neue Bekanntschaft.

Napoleon zupfte und zerrte unvorsichtigerweise noch stärker.

Knurrend und fauchend bezeigte die große Aeffin ihre steigende Entrüstung darüber. Ihren Thee hatte sie getrunken. Behutsam setzte sie die leere Tasse auf den Tisch. Dann ein zornigeres Grunzen — sie holte mit der rechten Hand aus und versetzte blitzschnell dem Kaiser

*) Thatsächlich.

eine so kräftige Ohrfeige, daß er zurücktaumelte und beinahe auf den persischen Teppich gefallen wäre.*)

Allgemeine Bestürzung.

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Dann schrie Napoleon mit heiserer, wütender Stimme: „Schafft das verwünschte Ungetüm hinaus! Ich will die Bestie nicht mehr sehen!“

Und nachdem er dies hervorgesprudelt hatte, rannte er selbst zornig aus dem Salon und in ein anstoßendes Gemach.

„Herr Felix, bringen Sie die Aeffin weg,“ sagte die Kaiserin. „Der Herr Graf v. Bausset wird Ihnen fünf Napoleondor für Ihre Mühe auszahlen.“

*) Thatsache.

Eilends entfernte sich der Tierwärter mit seiner Pflegebefohlenen.

Halblaut sagte in scherzendem Tone der Erzkanzler Cambacérès zu den beiden gelehrten Akademikern Cuvier und Lacepede: „Wahrlich, meine Herren, für Fräulein Dubois ist's ein Glück, daß Sie vorhin wissenschaftlich bewiesen haben, sie gehöre zu den Tieren und nicht zum Menschengeschlecht. Denn wäre letzteres der Fall, so hätte sie ein todeswürdiges Verbrechen begangen, indem sie sich thätlich vergriff an der Person unseres Staatsoberhauptes. Solchenfalls müßte sie nach Paragraph 7 unseres Strafgesetzbuchs über Majestätsbeleidigung vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt werden. Auf dem Greveplatze würde man sie enthaupten. Da sie aber nachgewiesenermaßen zum Tierreiche gehört, kann ihr wegen ihrer Missethat nichts Schlimmes widerfahren.“

Recht hatte der scharfsinnige Jurist und kluge Staatsmann. Schon nach wenigen Minuten kehrte Napoleon lächelnd und heiter in den Salon zurück. Sein Zorn war rasch verraucht. Er scherzte und lachte nun selbst über den Vorfall.

Im übrigen verlief dieser Theeabend bei der liebenswürdigen Kaiserin Josephine ebenso angenehm und gemütlich wie so mancher andere.

— — — — — — — — — — —

Fräulein Dubois erlebte leider den Winter nicht. Im Herbst brach die Grippe oder Influenza in Paris aus, welcher sie zum Opfer fiel, weil bei ihr eine Lungenentzündung hinzutrat. Von einem geschickten Präparator wurde sie sehr schön ausgestopft. Und in solchem ausgestopften Zustande kann man die Heldin unserer Geschichte noch heutigestags in der naturhistorischen Sammlung im Jardin des Plantes bewundern.

Humoristisches.



Mißverständnis.

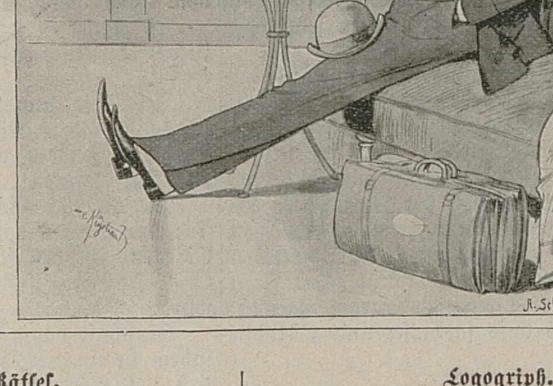
Richter: Angeklagter, fahren Sie fort!

Angeklagter: Sehr gern — aber mir fehlt dazu 's Fahrgeld, Herr Richter!

Vorsichtig.

Handlungsreisender (auf dem Bahnhof zu einem Kollegen, der im Begriff ist, abzufahren): Sie haben wohl hier in dem Nest nicht viel verkauft, daß Sie schon wieder fort wollen?

Im Gegenteil . . . aber morgen trifft die erste Ware ein, da möchte ich lieber nicht zugegen sein!



Mannigfaltiges.

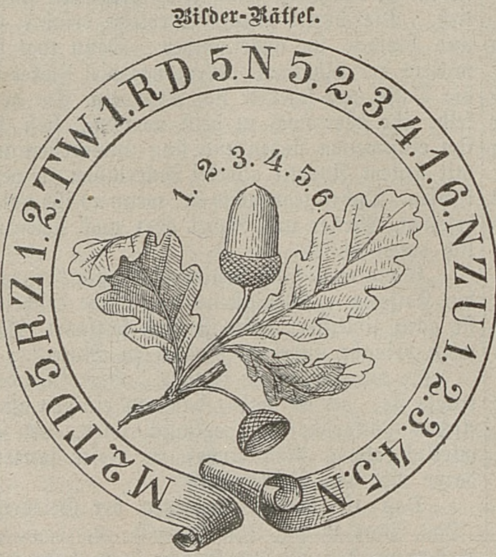
(Nachdruck verboten.)

Eigenartige Zahnstocher. — Die Eingeborenen von Alaska stellen aus den Tastborsten des Walrosses Zahnstocher her, welche sie dann nach China verkaufen, da diese Art Zahnstocher bei den dortigen Stutzern sehr beliebt sind. Sobald das Walroß getötet ist, ziehen die Eingeborenen vermittelst einer rohen Kneifzange dem Tiere die Tastborsten aus, trocknen dieselben, verpacken sie in niedliche Pakete und versenden sie nach dem „himmlischen Reiche“. [v. B.]

Eine Antwort Voltaires. — Satirische Gedichte auf den Regenten Philipp von Orleans hatten Voltaire in die Bastille gebracht. Daselbst dichtete er seine Tragödie „Oedipus“, die bei der Aufführung großen Beifall erntete. Wieder freigeworden hatte er die Ehre, dem Regenten vorgestellt zu werden. „Seien Sie nur vernünftig,“ sagte dieser gnädig, „und ich werde für Sie sorgen!“

„Ich bin,“ erwiderte Voltaire mit einer tiefen Verbeugung, „Eurer Königlichen Hoheit unendlich verbunden, nur bitte ich, die Sorge für Kost und Logis mir künftig selbst überlassen zu wollen!“ [D.]

Bilder-Rätsel.



Mit Hilfe der Eichel (1—6) gelesen, ergeben obige Buchstaben und Zahlen ein Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 25:
Am glücklichsten fühlt sich der Mensch durch das, was er erhofft.

Logogriph.

Was Menschengeist und Menschenhand
Hervorbringt in der Stille,
Das schafft's mit a ins fernste Land
Und mehrt des Reichtums Fülle.
Als Meister ist's mit ä geehrt
Im Reich der Melodien;
Den, der es sucht, von Haß verzehrt,
Wird jeder Edle fliehen.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Rätsel.

Der Feldherr wie der Diplomat
Es im Berufe nötig hat.
Was hier gemeint, lehrt dich die Uhr,
Liest man von rechts die Silben nur.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Silben-Rätsels in Nr. 25: 1) **Violine**, 2) **Oratorium**, 3) **Linoleum**, 4) **Kolibri**, 5) **Erbswurst**, 6) **Stanislaus**, 7) **Saturnus**, 8) **Therese**, 9) **Interdikt**, 10) **Minaret**, 11) **Marokko**, 12) **Engerling** = **Volkes Stimme, Gottes Stimme.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart